

Fernando Aramburu: „Fabula“

## Das Glück der Schafe

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.05.2026

**Zwischen Hühnerkot und Heldenmut: Fernando Aramburu zeichnet das liebenswerte Porträt zweier verkappter ETA-Terroristen, die den Staat nicht fürchten, dafür aber umso mehr das weibliche Geschlecht. Eine zeitlose Tragikomödie.**

Im Jahr 2012 veröffentlichte Fernando Aramburu den Roman „Langsame Jahre“. Er handelt vom Aufwachsen in der baskischen Provinz in den 60er-Jahren. Viele Rezensenten sahen in diesem Buch, als es 2019 auch auf Deutsch erschien, eine Art Vorstudie zu dem großen, sehr viel umfangreicheren Roman „Patria“, der Aramburu berühmt gemacht hat. Und tatsächlich vernimmt man zu Beginn von „Langsame Jahre“ so etwas wie den Aramburu-Sound, einen umgangssprachlichen, sehr lebendigen, natürlich wirkenden, aber geschickt inszenierten und von Willi Zurbrüggen in allen Aramburu-Büchern zuverlässig ins Deutsche übersetzten Ton. Und nicht nur das, auch das Hauptmotiv der Romane von Fernando Aramburu, die Verschränkung von familiärer und politisch-gesellschaftlicher Sphäre, klingt gleich im ersten Absatz von „Langsame Jahre“ an.

### Unsichere Kantonisten

„Ich, Herr Aramburu, habe aus den Ihnen bekannten Gründen als Kind neun Jahre bei Verwandten in San Sebastián verbracht. Und das kam so: Meine arme Mutter war von dem Kerl, der ihr Ehemann war und den in diesem Bericht mit Namen zu nennen ich mich strikt weigere, verlassen worden und konnte mich und meine Brüder nicht allein durchbringen. Sie suchte Hilfe im Dorf, fand dort keine, und infolgedessen blieb ihr nichts anderes übrig, als uns ins Armenhaus von Pamplona zu schicken.“

Pater semper incertus est, lautet das lateinische Sprichwort, doch der Vater ist vor allem ungewiss, weil er sich gerne aus dem Staub macht, nicht weil er seine Vaterschaft anzweifelt. Er ist, um genau zu sein, nicht ungewiss, er ist in Familienfragen ein unsicherer Kantonist. Er macht sich aus dem Staub, um seinen Gelüsten zu fröhnen, und zu den Gelüsten gehört über die Jahrhunderte hinweg nicht selten der Kampf fürs Vaterland. Nicht amouröse Ablenkungen, sondern politische Überzeugungen sorgten immer wieder dafür, dass Mütter allein die Kinder ernähren und erziehen mussten. Aus Sicht

Fernando Aramburu

### Fabula

Aus dem Spanischen  
von Willi Zurbrüggen

Rowohlt Verlag, Hamburg

304 Seiten

24 Euro

der Väter heißt der Kampf fürs Vaterland freilich: Kampf für die Freiheit, Kampf für die Familie. Man opfert sich auf zum Wohl von Mutter und Kind.

Abwesende Väter sind ein Hauptmotiv in Fernando Aramburus Schaffen, ob in „Langsame Jahre“, in „Patria“ oder in seinem neuen Roman „Fabula“. Hier wird allerdings die Perspektive gewechselt. Der abwesende Vater ist keine Chimäre, keine Leerstelle, der abwesende Vater ist eine der zwei Hauptfiguren und heißt Joseba. Er weiß nicht einmal, ob seine Frau Karmele einen Jungen oder ein Mädchen zur Welt gebracht hat. Umgekehrt weiß Karmele nicht, warum ihr Mann und Vater ihres Kindes plötzlich verschwunden, warum er über Nacht abgetaucht ist. Josebas Freund und Kampfgefährte Asier, die zweite Hauptfigur des Romans, bestärkt ihn gleichwohl darin, alles richtig gemacht zu haben.

### **Sensen statt kämpfen**

„Die Unabhängigkeit erlangt man nicht, indem man einen Kinderwagen durch die Straßen schiebt. Wir sind dafür bestimmt, eine Waffe in die Hand zu nehmen, keine Babyflasche. Eines Tages werden wir unser Ziel erreichen. Dann kannst du in dein Dorf zurückgehen. Dein Sohn wird stolz auf dich sein. Und Karmele hoffentlich auch. Aber zuerst Euskal Herria, eh? Alles andere später.“

„Euskal Herria“, das Land der Basken, ein vom spanischen Staat unabhängiges Baskenland, dafür kämpfte die ETA, kurz für Euskadi Ta Askatasuna, was übersetzt so viel heißt wie „Baskenland und Freiheit“. Dafür kämpfen auch die beiden jungen Männer, von denen nun schon die Rede war, Asier und Joseba. Wobei: Noch kämpfen sie nicht, sie sollen erst für den Kampf ausgebildet werden. Dafür hat man sie über die Grenze nach Frankreich gebracht, auf den Hühnerhof eines französischen Ehepaars, das mit der baskischen Sache sympathisiert. Hier sind sie Ende des Jahres 2011 in einem Zimmer über der Scheune untergebracht und warten darauf, dass ihre Ausbildung beginnt, dass sie lernen, wie man Anschläge verübt. Aber es kommt niemand, um es ihnen beizubringen. Stattdessen helfen sie auf dem Hühnerhof aus. Und überlegen, wie sie sich selbst kriegstauglich machen können.

„Hinter der Scheune befreiten die beiden gerade einen Streifen Land von Unkraut. Fabien hatte sie auf Französisch darum gebeten, mit Gesten, mit Grimassen. Sie verstanden nicht, was er wollte. Zur Erklärung fuhr der Mann ein paarmal mit der Sense durch die Brennesseln. Asier und Joseba waren bis zum Mittagessen mit dieser einfachen Arbeit beschäftigt. Sie hatten nur eine Sense und wechselten sich ab. Dabei machten sie einen Plan für ihre Aktivitäten. Künftig würden sie früh aufstehen.

„Was verstehst du unter früh?“

„Na, um sieben.“

„Mann, nerv nicht.“

„Dann spätestens um acht.“

Vor dem Frühstück würden sie Grundausbildung machen. Joseba runzelte ungläubig die Stirn. „Grundausbildung? Wie mein Alter beim Militär auf den Kanaren?“

„Nenn es Sport und Schießübungen.“

„Asier, bitte, wir haben keine Waffen.“

„Wir stellen sie uns vor. Stellst du dir nicht manchmal deinen Sohn vor, wie er spielt und herumläuft? Nun, genau so, nur mit Waffen.“

## **Gefährliche Frauen**

Wie alt Joseba und Asier genau sind, wird nicht gesagt, auf jeden Fall sind sie jung, höchstens Anfang zwanzig. Es ist nicht lange her, dass sie selbst noch durch die Felder ihrer Heimat liefen und mit eingebildeten Waffen auf imaginäre Feinde schossen. Naivität und Unerfahrenheit dringen ihnen aus allen Poren. Aber so jung sie sind, haben sie schon – oder noch? – sehr feste Überzeugungen. Nicht nur ist ihr Eintreten für ein freies Baskenland und gegen den bösen spanischen Staat unverrückbar. Zumindest einer der beiden Protagonisten meint auch, ganz genau um die Gefährlichkeit der Frauen zu wissen.

„Frauen sind wie Spinnen. Glaub mir. Die Spinne spinnt ihr Netz. Die Frau lockt dich mit ihren Reizen. Es ist das Gleiche. Eine Falle, um dich einzufangen. Und dann saugen sie dich aus. Nehmen dir die Kraft. Halten dich von deinen Freunden fern. Du kannst nicht mehr machen, was du willst. Sie putzen dich heraus wie einen Hampelmann. Kaufen dir deine Schuhe. Kontrollieren dich. Kurz und gut, sie machen dir das Leben zur Hölle.“

Worauf Asiers Ansichten gründen, ist allerdings unklar: Er selbst hat keinerlei Erfahrungen mit Frauen, ist, anders als sein Freund Joseba, noch Jungfrau. Wobei: Auch Joseba ist alles andere als ein gestandener Mann, er hat von seiner Frau Karmele abgesehen keine Erfahrungen mit Frauen, und auch die Zeit, die er mit Karmele verbracht hat, scheint überschaubar gewesen zu sein. Erstaunlicherweise gelingt es Fernando Aramburu trotzdem oder gerade wegen ihrer Unbedarftheit, uns für seine beiden Helden oder besser Anti-Helden zu interessieren. Schon nach den ersten beiden Sätzen des Romans kann man nicht anders, als sie zu mögen.

„Wir riechen nach Hühnerscheiße’ – ‚Du vor allem.“

Im Grunde machen Asier und Joseba den Eindruck, als könnten sie keiner Fliege etwas zuleide tun. Tatsächlich wirken sie so unbedarft, als müsste man ihnen selbst den Umgang mit einer Fliegenklatsche erklären. Aber es kommt ja niemand, um es ihnen beizubringen. So erhalten sie vor allem Einblick in das Leben auf der verwahrlosten Hühnerfarm: Jeden Abend betrinken sich die Eheleute, der Mann grölt Lieder, die Frau pinkelt an die Hauswand, regelmäßig prügeln sich beide, und über allem liegt der Geruch von Hühnerkot. Eine Verständigung ist kaum möglich, denn keiner spricht die Sprache des anderen. Nur einen Satz verstehen die von der Außenwelt abgeschnittenen Möchtegern-Terroristen irgendwann: „Nix mehr ETA“, hat ihnen die Bauersfrau nachdrücklich gesagt. Aber dass die Organisation die Waffen gestreckt hat, möchten Asier und Joseba erst einmal nicht wahrhaben. Sie bleiben einfach weiter in ihrem kalten Zimmer, helfen ein bisschen beim Sensen und laufen hin und wieder in den nächsten Ort, um von dem wenigen Geld, das sie haben, Kleinigkeiten zu kaufen. Dann beschließen sie, sich ihre eigene Realität zu schaffen.

## **Helden der Zukunft**

„Asier dozierte eine lange Viertelstunde mit zur Zimmerdecke gerichtetem Blick. Das vom Feind requirierte Geld sei allein für die Ausgaben des bewaffneten Kampfes und den Unterhalt der Aktivistinnen der neuen Organisation bestimmt.

‚Welcher Organisation?’

‚Unserer, Genosse. Der, die wir heute noch gründen werden. Heute ist ein historischer Tag.

Das weiß nur niemand. Aber egal. Eines Tages wird es die ganze Welt wissen. Dann werden die Historiker ihren Blödsinn verzapfen. Dann werden die Schüler in den ikastolas über uns lesen.“

Man kann es nicht anders sagen: Joseba und Asier sind zwei ziemlich Einfaltspinsel. Zwei naive Landeier, deren Denken sich allein um den Kampf für die Freiheit des Baskenlands dreht. Von lebenspraktischen Dingen haben sie keine Ahnung, das Wort Realitätssinn ist ihnen gänzlich fremd. Und gerade das macht den großen Reiz von „Fabula“ aus. Wie sie da noch Wochen nach dem Ende der ETA auf ihren Betten liegen und sich Namen für ihre eigene Organisation ausdenken und von großen Taten träumen, ist einfach herrlich: Dick und Doof auf dem Hühnerhof. Da Joseba in der Tat zu viele Pfunde auf den Rippen hat, zwingt ihn Asier immer wieder dazu, Sport zu machen. Wie Asier überhaupt der Chef ist.

„Aber das ist doch nichts Persönliches. Ich befehle nicht um des Befehlens willen, sondern aus historischer Notwendigkeit. Ich habe das Gefühl, für den Kampf besser vorbereitet zu sein als du. Das ist alles. Das weißt du doch auch. Du bist gut in Theorie. Die Pressekommunikés, zum Beispiel, die überlasse ich dir. Da mische ich mich nicht ein. Da hast du das Sagen. Und Entscheidungsspielraum. Wie in der ETA.“

### **Räuber wider Willen**

Fernando Aramburu kann, was keine Selbstverständlichkeit ist, hervorragend Dialoge schreiben. Was sollen die beiden Jungen auch sonst tun, als sich zu unterhalten? So hat Situation in dem kleinen Verschlag über der Scheune etwas Kammerspielartiges; man könnte sich das Setting und die Gespräche auch auf einer Theaterbühne vorstellen. Irgendwann aber muss das Leben unter Hühnern für Joseba und Asier freilich ein Ende haben. Weder will die Bauersfrau sie, nachdem ihr Mann sich erhängt hat, länger akzeptieren, noch können sich die beiden weiter vormachen, hier zu großen Freiheitskämpfern zu werden. Mit einem Ruderboot machen sie sich in einer skurrilen Aktion auf in Richtung Toulouse, rauben einem kleinen Jungen sein Schulbrot und einem alten Mann, den sie in ihrem Wahn, große Untergrundkämpfer zu sein, für einen Undercoverpolizisten halten, seine Geldbörse. Wenn auch eher aus Versehen.

„Entschlossen wechselten sie rüber auf die andere Straßenseite. Folgten dem glatzköpfigen Mann bis zur Kreuzung und dann weiter auf der Avenue Maréchal Joffre in Richtung Bahnhof. Jetzt war auch Asier überzeugt. Der Typ observierte sie. Geheimagent, Polizist, Detektiv, egal. Der wird sich wundern. Auf Höhe eines mit Bäumen bestandenen Gartens fielen sie von hinten über ihn her. Er fand nicht einmal Zeit, sich umzudrehen. Asier stieß ihn rücksichtslos gegen den Zaun. Beide gleichzeitig verlangten sie eine Erklärung. Beschimpften ihn. Der Mann verstand nicht. Oder tat zumindest so. Diese Typen sind ja Profis. Er sagte etwas auf Französisch. Was Asier und Joseba nicht verstanden. Sein Ton war aber eher versöhnlich. Joseba tastete ihn nach der Pistole ab. Da war keine Pistole. Der Mann roch nach Parfüm. Sichtlich verängstigt händigte er ihnen seine Briefftasche aus.“

### **Amouröse Händel**

Spätestens an dieser Stelle wird klar, dass man es bei Joseba und Asier nicht nur mit einer baskischen Version von Dick und Doof zu tun hat, Aramburus Protagonisten wurzeln tief in der spanischen Tradition. Sie sind Widergänger von Don Quijote und Sancho Pansa, die

ebenfalls losziehen, um Heldentaten zu vollbringen, dabei aber immer wieder in unglückliche Handgemenge geraten. Auch Cervantes' Helden ziehen für ein hehres Ziel in die weite Welt, fest davon überzeugt, für ritterliche Ideale und die Liebe ihr Leben aufzuopfern. Sancho Pansa freilich zweifelt im Laufe des Romans immer stärker an der Sinnhaftigkeit des Unternehmens. Genau wie Don Quijote immer wieder lange Reden hält und versucht, seinen Gefährten, wenn schon nicht ideologisch zu festigen, dann doch wenigstens irgendwie bei der Stange oder Lanze zu halten, so muss auch Asier immer wieder die Fahne für die baskische Sache hochhalten, damit Joseba, der sich allmählich doch nach Frau und Kind, nach Herd und Heimat sehnt, mit ihm seinen Traum weiterträumt.

„Wir können gar kein Unrecht tun. Unmöglich. Selbst wenn wir wollten. Auch wenn es Kinder trifft. Zwischen uns muss nur Ordnung herrschen und die Chemie stimmen. Wir nehmen auch nicht jeden auf. Hinterher kommen noch Maulwürfe oder Leute ohne Prinzipien. Du siehst ja, was mit der ETA passiert ist. Was für ein beschissenes Ende nach so langen Jahren des Kampfes! Eines Tages, wenn unsere Mission beendet ist, kehren wir in unser Dorf zurück. Ich in meins, du in deins. Dann kannst du deinen Sohn in die Arme nehmen. Oder deine Tochter, ist ja egal. Du gibst ihr einen Kuss, danach ein Geschenk. Hier, nimm. Ich bringe dir die Unabhängigkeit Euskal Herrias. Na, was sagst du?' ,Damit hast du mich. Und das weißt du auch.“

Der Fluss führt Joseba und Asier nach Toulouse. Dort wollen sie von einem Verbindungsmann der ETA erfahren, wo es ein Waffenversteck geben könnte, denn ohne Waffen kein bewaffneter Kampf. Dieser Txalupa hat den Kampf längst hinter sich gelassen, stattdessen ist er in amouröse Händel verstrickt und verstrickt die jungen Männer gleich mit, denn eine der Frauen, die bei ihm übernachteten, findet Gefallen an den beiden jungen Idealisten, besonders an dem frauenfeindlichen, im Grunde aber natürlich zutiefst frauenängstlichen Asier. María Christina heißt sie, kommt ebenfalls aus dem Baskenland, ist vor ihrem Vater, der als Katholik und Armeeangehöriger ganz das alte Franco-Spanien verkörpert, geflüchtet, und sieht in den beiden Jungen nun die Möglichkeit, ihrem Vater und seiner Welt kräftig eins auszuwischen.

### **Faschisten und Betschwestern**

„Sie, extrovertiert und unverfroren, definierte sich als links. Hob hervor: ultralinks. Erklärte: hauptsächlich, um ihren Vater zu ärgern, dieses Schwein, das die Rechten wählte und darüber hinaus auch noch beim Militär war. Und um ihre Mutter zu nerven, die von morgens bis abends den Rosenkranz betete und eine fanatische Anhängerin Unserer Lieben Frau auf dem Pfeiler war. Sie schloss mit einer mathematischen Gleichung: ‚Faschist plus Betschwester gleich linksradikale Tochter.‘“

Geschickt weitet Aramburu damit nach gut der Hälfte des Romans das Panorama. Nicht nur fügt er mit María Christina eine muntere Farbe hinzu, er bringt eine ganz neue Dynamik ins Gefüge. Vom Kammerspiel zieht er „Fabula“ auf die große Bühne, ja die Fahrt geht alsbald über die Pyrenäen. Es kommt zur Konfrontation mit dem Oberst, man macht sich auf die Suche nach den Waffen, doch die finden sich nicht, vermutlich hat Txalupa sie auf die falsche Fährte gelockt, um sie alle drei loszuwerden. Und spätestens als Asier und María Christina den Schlafsack teilen, wittert Joseba die Chance, die bescheuerte Aktion abubrechen und zurückzukehren ins heimische Dorf, zur eigenen Familie, um endlich

herauszufinden, ob er Vater einer Tochter oder eines Sohnes ist. Sein Freund aber zeigt sich, Bettgenossin hin oder her, weiterhin als betonharder Ideologe. Ein kleiner Fanatiker ohne Geld und frische Unterhose.

### **Helden des Scheiterns**

„Glücksgefühle machen die Menschen dumm. Sie vergessen zu kämpfen. Sie werden faul. Die Glücklichen denken nur an Konsum und Swimmingpools. An Urlaub, Strand und Disco. Das ist nichts anderes als Unterstützung des repressiven Systems. Genau das will die herrschende Klasse doch. Guck dir die Menschen auf dem Fußballplatz an, lärmen wie die Affen. Ihre Mannschaft gewinnt? Das ist für sie das höchste Glücksgefühl. Oder wenn sie in der Lotterie gewinnen. Glückliche Menschen sind ziemliche Schafe.“

Asier und Joseba freilich sind ebenfalls Schafe, wenn auch auf einer anderen Weide. Ohne das Ende vorwegnehmen zu wollen: Trotz des Romantitels hat man nie den Eindruck, das hier wild fabuliert wird. Im Gegenteil, Aramburu pflegt bis zum Schluss einen unaufgeregten Realismus, einen durchaus soziologischen Blick auf die Gesellschaft, geschult nicht nur an Cervantes, sondern auch an Balzac und Tschechow. Mit leichter Hand entwirft er in „Fabula“ das Bild jugendlicher Verblendung. Dabei gibt er seine Protagonisten nie der Lächerlichkeit preis. Die beiden sind zwei liebenswerte Helden des Scheiterns.

Was Aramburu hier erzählt, ist keine reine Komödie, sondern eine zeitlose Tragikomödie. Die beiden Anti-Helden stehen für ganze Generationen von jungen Männern, die für ihre Überzeugungen oder, je nachdem, wie man es sieht, für ihre fixen Idee ihre Heimat und ihre Familien verlassen haben, um andere Menschen und Familien in deren Heimat zu töten. Dass aus hehren Idealen und jugendlichen Träumen immer wieder auch blutiger Ernst wird, schwingt in diesem temporeichen, witzigen und doch niemals oberflächlichen Roman immer mit.